

Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

 | KRÜGER

GRAEME SIMSION

**DAS ROSIE-
RESULTAT**

ROMAN

Aus dem australischen Englisch
von Annette Hahn

 | KRÜGER



Erschienen bei FISCHER Krüger

Die australische Originalausgabe erschien 2019
unter dem Titel »The Rosie Result«
beim Verlag The Text Publishing Company, Melbourne
© Graeme Simsion 2019

Für die deutschsprachige Ausgabe:
© 2020 S. Fischer Verlag GmbH,
Hedderichstr. 114, D-60596 Frankfurt am Main

Satz: Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-8105-3066-0

Kapitel 1

Ich stand einbeinig in der Küche beim Austern-Auslösen, als die Probleme begannen.

Als Naturwissenschaftler wusste ich um die menschliche Neigung, in allem, was einem geschieht, nicht vorhandene Muster erkennen zu wollen, sonst wäre ich vielleicht zu dem Schluss gelangt, ich würde von irgendeiner Gottheit für frevelhaften Stolz bestraft.

An jenem Nachmittag war ich beim Ausfüllen meines Leistungsbeurteilungsbogens mit folgender Frage konfrontiert worden: *Was betrachten Sie als Ihre größte(n) Stärke(n)?*

Die Fragestellung war ungenau, denn es fehlten Kontext und Vergleichsgrößen. »Fachkenntnis der Genetik« wäre die offensichtliche Antwort gewesen, aber dies war durch meinen Titel Professor für Genetik bereits impliziert. Allerdings waren meine Kenntnisse der genetischen Bedingungen für myxoides Liposarkom über kurz oder lang von nur noch geringer Relevanz, da mein diesbezügliches Forschungsprojekt bald endete. »Intelligenz und Objektivität« hätten angedeutet, dass ich andere Akademiker in dieser Hinsicht als unzureichend erachtete, was zwar stimmte, zu erwähnen aber taktlos gewesen wäre. Und Taktlosigkeit galt es meiner Erfahrung nach zu vermeiden.

Als Rosie nach Hause kam, suchte ich immer noch nach einer Antwort.

»Was machst du im Schlafanzug?«, wollte sie wissen.

»Ich bereite unser Abendessen zu. Und multitaske, indem ich dabei eine Problemlösung suche und einbeinige Kniebeugen mache.«

»Ich meine: *Warum* bist du im Schlafanzug?«

»Es gab einen minderschweren Kochunfall mit einer explodierenden Esskastanie. Ich wollte das Garen durch erhöhte Temperatur beschleunigen. Daher auch die Ölspritzer auf diversen Oberflächen.« Ich deutete zur Decke. »Meine Kleidung war ebenfalls betroffen. Um weiteren Zeitverlust zu vermeiden, wählte ich anstelle einer Zwischenlösung gleich mein Nachtgewand.«

»Du hast aber nicht vergessen, dass Dave und Sonia zum Essen kommen?«

»Natürlich nicht. Es ist der zweite Mittwoch im Monat – der Tag, an dem ich auch den Kopf meiner elektrischen Zahnbürste wechsle.«

Rosie imitierte meine Stimme – ein Zeichen, dass sie guter Laune war: »Gäste ... Schlafanzug ... keine passende Kombination.«

»Dave und Sonia kennen mich bereits im Schlafanzug. Auf unserer Reise nach Cape Canaveral ...«

»Herrje, erinnere mich bloß nicht daran.«

»Falls noch Zeit zum Umziehen bleibt, würde ich diese lieber meinem Leistungsbeurteilungsbogen widmen.« Ich erläuterte das Problem.

»Schreib doch einfach, was du letztes Jahr geschrieben hast.«

»Letztes Jahr habe ich das Papier nicht ausgefüllt. Und vorletztes auch nicht. Und vorvor ...«

»Du bist zwölf Jahre an der Columbia und musstest noch nie eine Leistungsbeurteilung abgeben?«

»Es gab immer Wichtigeres zu erledigen. Leider besteht David Borenstein in diesem Jahr darauf. Wenn der Bogen morgen nicht auf seinem Tisch liegt, hat er mit einer nicht näher definierten Sanktion gedroht.«

»Und jetzt hängst du an der Frage zu deinen Stärken fest?«

»Korrekt.«

»Schreib einfach ›Problemlösen‹. Eine gute Antwort, die sich in keinem Fall rächt. Wenn du nicht herausfindest, wie man Krebs heilt, wird keiner von denen sagen: ›Aber angeblich sind Sie doch gut im Problemlösen.‹«

»Hast du diese Frage eigentlich auch schon mal beantworten müssen?«

»Ach, ich weiß schon gar nicht mehr wie oft allein im letzten Monat.«

Rosies laufendes medizinisches Forschungsprojekt neigte sich ebenfalls dem Ende zu, und sie war auf der Suche nach einer Stelle mit mehr Verantwortung. Bei den meisten Ausschreibungen wurde jedoch auch klinische Arbeit erwartet. Und ihrer eigenen Einschätzung nach war sie zwar eine gute Wissenschaftlerin, aber eine miserable Ärztin. »Warum soll ich Zeit mit Zeug verschwenden, in dem ich nicht gut bin?«, argumentierte sie, und zwar mit derselben Logik, die ich angewandt hatte, um meine Leistungsbeurteilung nicht auszufüllen.

»Und was hast du geschrieben?«, fragte ich. »Problemlösen?«

»Normalerweise schreibe ich ›Teamfähigkeit‹, aber in deinem Fall ...«

»... könnte sich das rächen.«

Rosie lachte. »Pass auf: Ich fülle deinen Bogen aus, und du hast Zeit, dir was Anständiges anzuziehen. Das nennt man Teamwork.« Offenbar bemerkte sie meinen Gesichtsausdruck.

»Wenn ich fertig bin, darfst du natürlich noch mal drüberschauen.«

Während ich die restlichen Austern öffnete, dachte ich über Rosies Vorschlag nach. Wie schön, dass meine Lebensgefährtin eine Eigenschaft an mir erkannte, auf die ich selbst nicht gekommen wäre. Ich war in der Tat gut im Problemlösen.

Ich analysierte und reagierte auf Situationen auf meine eigene Weise. Für manche mochte mein Ansatz wunderbarlich sein, ich betrachtete ihn jedoch als Vorteil. In den fünfundzwanzig Jahren meiner Berufslaufbahn hatte er mir dabei geholfen, die üblichen Hindernisse zu überwinden und hin und wieder Großes anzustoßen. Außerdem verschaffte er mir auch im Privatleben Vorteile.

Als ich mit zwanzig Informatik studierte, war ich sozial inkompetent, und zwar sogar gemessen an den anderen gleichaltrigen Studenten meiner Fachrichtung, und eine Freundin zu finden konnte ich vergessen.

Jetzt, mit einundfünfzig, hatte ich – vor allem dank meiner besonderen Problemlösetechniken – einen stimulierenden und gutbezahlten Job, war mit der schönsten Frau der Welt verheiratet (Rosie), die zu mir passte wie keine andere, sowie Vater eines fröhlichen und begabten zehnjährigen Sohnes (Hudson), der mittlerweile ebenfalls Anzeichen zeigte, beim Problemlösen innovative Wege zu beschreiten.

Ich hatte unter fünfundsechzig Kandidaten Rosies biologischen Vater identifiziert, das Kühlgeräteunternehmen meines Freundes Dave vor dem Bankrott gerettet und nach ausgiebiger Analyse der Kundenpräferenzen in der Bar, in der Rosie und ich stundenweise arbeiteten, einen Cocktail kreiert, der sogar einen Preis gewonnen hatte.

Mein Gesundheitszustand war ausgezeichnet, was unter anderem am regelmäßigen Kampfkunsttraining lag sowie einem

individuellen Fitnessprogramm, das ich in andere Tätigkeiten integrierte. Zudem gab mir ein Männergesprächskreis, dem außer mir und Dave noch George angehörte, ein Ex-Musiker im Ruhestand, psychologische Unterstützung.

Im Verlauf unserer zwölfjährigen Ehe hatten wir auf kreative Weise zu einem Modus gefunden, der Rosies Bedürfnis nach Spontaneität befriedigte, ohne die Effizienz der Abläufe ungebührlich zu beeinträchtigen. Zwar hätte ich gern mehr Sex gehabt, aber hinsichtlich Alter und Beziehungsdauer lag unsere Frequenz über dem Durchschnitt und war definitiv höher als *vor* meiner Beziehung zu Rosie.

Der einzige signifikante Makel in meinem Leben war der Verlust der langjährigen Freundschaft zu meinem früheren Mentor Gene. Doch selbst damit hatte die Kurve meiner Zufriedenheit mit dem Leben einen Höhepunkt erreicht.

Ich widmete mich einer Auster, bei der ich bisher keine geeignete Öffnung für mein Austernmesser gefunden hatte. In der untersten Schublade befand sich allerlei Werkzeug einschließlich einer Zange. Damit konnte ich ohne weiteres ein Stück des Muschelrands abbrechen, um dort das Messer einzuführen. Ich gestattete mir einen Moment der Zufriedenheit. Don Tillman: weltbestener Problemlöser.

Rosie kehrte mit meinem Laptop zurück. »Was soll ich bei *Bereiche, in denen ich mich weiterentwickeln möchte* eintragen? Ich hab mal »Modebewusstsein« geschrieben ...«

»Etwa wegen des Schlafanzugs? Aber ins Labor gehe ich nie im ...«

»Don, das war nur Spaß. Allerdings wäre beim Thema Mode in der Tat noch Luft nach oben ... Sind das Bergsteigersocken, die du da anhast?«

»Multifunktionssocken. Extrem warm.«

Gemäß der Gepflogenheit, Menschen beim Gespräch an-

zusehen, wandte ich meinen Kopf zu Rosie, die hinter mir stand. Gleichzeitig ging ich einbeinig in eine tiefe Kniebeuge, um mit der rechten Hand an die Werkzeugschublade zu gelangen. Dabei streckte ich das in der Luft befindliche Bein weit nach hinten, um das belastete Schienbein empfehlungsgemäß in möglichst vertikaler Stellung zu belassen. Die Auster und das Messer hielt ich in der linken Hand.

Als ich blind in die Schublade griff, fühlte ich etwas Klebriges. Im Nachhinein war die Sachlage einwandfrei nachvollziehbar. Rosie hatte Hudson gebeten, seine Frühstückssachen nach der Benutzung wegzuräumen. Dabei musste er den Ahornsirup versehentlich unverschlossen und auf der Seite liegend in der falschen Schublade verstaut haben.

Im Reflex zog ich meine Hand abrupt zurück. Als Folge davon verlor ich mein Gleichgewicht.

Meinen hochgereckten Fuß auf den Boden zu stellen, wäre die beste Lösung gewesen, aber ich wollte eine Übung nicht so unsportlich abbrechen. Und so griff ich nach einer anderen Schublade, die naturgemäß keinen festen Halt bot. Möglicherweise waren infolge der Esskastanienexplosion die Fliesen auch noch rutschiger als sonst. Jedenfalls stürzte ich zu Boden.

Rosie lachte auf. »So viel zu Multitasking«, sagte sie. »An dem könntest du auch noch arbeiten.« Dann: »Oh, Scheiße, du bist verletzt!«

Rosies Diagnose war korrekt. Das Austernmesser steckte in meiner Kniekehle. Sie kniete sich neben mich, um die Wunde zu begutachten.

»Nicht bewegen!« Hudson stand in der Tür, ebenfalls im Schlafanzug, wie immer mittwochs nach der Schule.

»Schon gut«, sagte Rosie. »Die Wirbelsäule ist unverletzt.«

»Woher willst du das wissen?«, fragte Hudson.

»Ich bin Ärztin, schon vergessen?«

Das Messer steckte ziemlich tief, und auf dem Boden bildete sich eine Blutlache.

»Wir müssen den Notarzt rufen«, sagte Hudson.

»Ausgezeichnete Idee«, sagte ich.

»Wo ist dein Handy?«, fragte Rosie.

»In meiner Gürteltasche. Ich liege drauf.«

»Nicht bewegen!«, rief Hudson erneut und stellte sich zwischen Rosie und mich.

»Können wir *dein* Handy benutzen?«, fragte ich Rosie.

»Hudson, schau in meine Handtasche.«

»Versprichst du, ihn nicht zu bewegen?«

»Versprochen. Hol mir das Handy.«

»Wahrscheinlich werden sie mich ins Krankenhaus bringen«, sagte ich. »Aber die Auster ist danach bestimmt so weit entspannt, dass sie auf konventionellem Weg geöffnet werden kann.«

»Jetzt vergiss mal das Essen, Don.«

»Du musst den Beurteilungsbogen abgeben. Morgen ist ...«

Hudson kehrte mit Rosies Handy zurück. Sie tippte darauf herum und sagte: »Ich fass es nicht.« Ich nahm an, dass der Akku leer war.

Zum Glück klingelte es jetzt an der Tür. Dave und Sonia waren selbständiger Unternehmer respektive kompetente Buchhalterin. Somit war davon auszugehen, dass mindestens einer von ihnen ein funktionstüchtiges Mobiltelefon dabei hatte. Hudson betätigte den Türöffner.

Sonia reagierte erwartungsgemäß hysterisch, kritisch und praktisch. »Oh, mein Gott, war doch klar, dass das eines Tages so kommen musste. Nach der Arbeit sofort an den Herd, das kann nicht gutgehen. Kannst du dich bewegen?«

»Das Thema hatten wir schon«, sagte Rosie. »Ruf einfach den Notarzt.«

»Bin schon dabei«, sagte Dave. »Ist das in deinem Sinne, Don?«

»Korrekt.«

Rosie starrte wieder auf ihr Handy.

»Alles okay?«, wollte Sonia von ihr wissen. Angesichts der Situation eine seltsame Frage, fand ich.

»Ich habe die Stelle gekriegt.« Rosie wiederholte den Satz lauter und begann zu weinen. »Ich habe die Stelle gekriegt. Ich hätte nie im Leben gedacht, dass ich die kriege.«

»Welche Stelle?« Ich sah zu ihr hoch.

»Bei Judas.« Judas war Professor Simon Lefebvre, ein ehemaliger Kollege in Australien, der, bis er untreu wurde, einige Jahre lang mit unserer Freundin Claudia »zusammen« war.

»Judas kommt nach New York?«

»Nein, die Stelle ist in Melbourne. Ich wusste, dass du mir nicht zuhörst ...«

Vermutlich hatte ich sehr wohl zugehört, die Details zu Personen und Orten dann aber zugunsten wichtiger Informationen vernachlässigt. Ich freute mich trotzdem für Rosie. Jetzt war mal sie mit ihrer Karriere an der Reihe, nachdem bisher sie die Hauptverantwortung für Hudsons Erziehung übernommen hatte. Und ich würde mir eine andere Stelle suchen.

»Ist das ein Problem?«, fragte Rosie.

»Natürlich nicht. Hervorragende Neuigkeit. Und ich brauche die Leistungsbeurteilung nicht mehr auszufüllen. Wir sollten darauf anstoßen. Jetzt gleich.«

Rosie schüttelte immer noch ungläubig den Kopf.

Ihr Erfolg machte den Schmerz in meiner Kniekehle mehr als wett. Die Lebenszufriedenheitskurve stieg wieder an. Es sollte das vorerst letzte Mal sein.

Im Türrahmen stand Hudson und fasste sich mit beiden Händen an den Kopf.

Vielleicht lag es an meiner ungewöhnlichen Perspektive vom Boden aus, kombiniert mit der Tatsache, dass Hudson seinen Schlafanzug anhatte, aber mir fiel plötzlich auf, wie groß er geworden war, und dabei sah er noch so jung aus. Dunkles, für seine Altersgruppe unüblich langes Haar und ein schwarzes Brillengestell – mein Alter Ego im Alter von zehn. Und er war auch genauso verzweifelt wie ich damals.

Es wurde still in der Küche, und alle sahen ihn an.

»Alles in Ordnung, Hudson?«, fragte Sonia.

»Nein. Ich will nicht nach Australien. Ich will auf keine andere Schule. Es soll alles so bleiben wie es ist.«

Kapitel 2

Im darauffolgenden Juni hatte sich unsere Lebenssituation radikal verändert. Unser Wohnsitz befand sich nun im »hippen« Melbourn Stadtteil Northcote, nur wenige Fahrradminuten von der Universität entfernt, mit Gartennutzung, Garage und ausreichend Platz für Hudsons Science-Fiction-Romansammlung, die sich von seinem Zimmer bis in den Flur erstreckte.

Meine Kniesehne heilte, Rosie arbeitete für Judas und ich als Professor für Genetik, und Hudson ging zur Schule. So weit hatte sich alles innerhalb der geplanten Möglichkeiten gut entwickelt.

Allerdings zeichneten sich folgende – hinsichtlich ihrer Gewichtung aufsteigend sortierte – fünf neue Probleme ab:

1. Krebsheilung.

In meinem neuen Job als Professor für Genetik arbeitete ich an einem Forschungsprojekt mit, in dem individualisierte Ansätze zur Krebsbehandlung ausgewertet wurden, die die genetische Veranlagung eines Patienten berücksichtigten. Es war potentiell wertvolle Arbeit, aber ich war unterqualifiziert. Den Projektleiter hatte mein Informatikdiplom beeindruckt, doch seit meinem Wechsel zur Genetik neunundzwanzig Jahre zuvor hatte sich im Bereich Informatik extrem viel getan. Mittlerweile hatte ich alle optionalen Aktivitäten inklusive Aikido und Karate eingestellt, um meine Wissenslücken zu schließen,

allerdings beanspruchte das Online-Studium viel Zeit und intellektuelle Ressourcen, die ich eigentlich für ernstere Probleme benötigte.

Nachdem ich den Posten übernommen hatte, stellte ich fest, dass sich mein alter Physikerkollege Laszlo Hevesi ebenfalls beworben hatte. Er wäre für die Stelle perfekt gewesen, hatte im Bewerbungsgespräch jedoch vorhersehbar schlecht abgeschnitten. »Teamfähigkeit« oder »Modebewusstsein« gehörten sicher nicht zu seinen Stärken. Aber interessiert es einen Krebskranken, wenn seine Therapie von einem Mann entdeckt wird, der mit Fahrradhelm und Schutzbrille am Computer sitzt?

Zudem gab es auch einen persönlichen Aspekt. Mein Vater litt unter bereits fortgeschrittenem Krebs, und meine Mutter war froh, dass wir nach Australien zurückkehrten. Ich legte ihr aber dar, dass mein Vater verstorben sein würde, wenn die Ergebnisse meiner Forschung vielleicht eines Tages in der klinischen Praxis umgesetzt würden – wenn nicht krankheits-, dann altersbedingt.

Möglicherweise würde sich das Inkompetenzproblem meines Jobs aber durch das zweite Problem von allein lösen.

2. Der Genetikvorlesungseklat.

Aufgrund eines Einschätzungsfehlers meinerseits bestand die Gefahr der Entlassung. Mir stand ein Disziplinarverfahren bevor, und die Vorbereitung meiner Verteidigung hatte bereits einhundertzwanzig Stunden beansprucht, die Unterbrechungen meines Nachtschlafs nicht eingerechnet.

Rosies Lösungsvorschlag war radikal. »Scheiß drauf. Im privaten Sektor kannst du das Doppelte verdienen. Noch dazu ohne Vorlesungen.« Sie drängte mich zu der Bewerbung bei einer kleinen Firma für Genomchirurgie.

»Das wird dir gefallen«, sagte sie. »Von so was redest du doch immer; da könntest du es auch *tun*.«

»Ich verfüge nicht über die nötigen Kenntnisse.«

»Dann erwirbst du sie. Du sitzt doch ohnehin jeden Abend da und lernst was Neues.«

Das Bewerbungsgespräch verlief unerwartet gut. Meine etwa vierzigjährige potentielle Arbeitgeberin, Dang Minh, deren Enthusiasmus fast schon an Manie grenzte, zeigte mir das Labor und erklärte, die Firma würde bald in neue Räumlichkeiten mit modernerer Ausstattung umziehen.

»Wir werden die Welt verbessern. Jeden Tag scheinbar aussichtslose Probleme lösen. Wie können Sie nicht hier arbeiten wollen?«

Ich machte mir Sorgen, außerhalb der akademischen Welt beruflich und zwischenmenschlich an Boden zu verlieren, lautete die Antwort. Aber immerhin hatte ich offenbar Optionen. Im Gegensatz zu meinem Freund Dave.

3. *Das Dave-Desaster.*

Auch Dave hatte sich am Knie verletzt und konnte seinen Beruf als Ingenieur für Kühlsysteme derzeit nicht ausführen. Aufgrund des US-amerikanischen Gesundheitssystems oder seines Versäumnisses, eine Versicherung abzuschließen, war er in finanziellen Schwierigkeiten. Sonia, die vor kurzem zum zweiten Mal Mutter geworden war, hatte vorzeitig ihre Arbeit wiederaufnehmen müssen. Das bedeutete, dass nun Dave für die Versorgung der Kinder zuständig war, womit er sich nicht glücklich fühlte. Rosie hatte dafür kein Verständnis. »Sag ihm ›Willkommen im jahrhundertealten Club der Frauen!‹«

Daves Gewicht, das ungesund hoch war (geschätzter BMI bei unserer Abreise aus New York: fünfunddreißig), erschwerte die Genesung zusätzlich. Bei unseren wöchentlichen Skype-

Gesprächen hatte ich ihm mehrfach nahegelegt, weniger zu essen und mehr Zeit in Rehabilitationsmaßnahmen zu investieren. Sein diesbezügliches Versagen schien auf ein mentales Problem hinzudeuten. Als Mitglied seines Männergesprächskreises musste ich eine Lösung finden.

4. Die Rosie-Kreuzigung.

Der Name dieses Problems war Rosies Idee, nach der berühmten *Sexus-Plexus-Nexus-Trilogie* von Henry Miller, die im Original allerdings »The Rosy Crucifixion« hieß, mit Y, weshalb mir die Verbindung nicht sofort klar gewesen war.

Rosie war eingestellt worden, um ein Forschungsprojekt zu Bipolaren Störungen zu leiten, das mit einer Pilotstudie beginnen sollte – der »Traumjob« und Anlass für unseren Wohnortwechsel. Nachdem Hudson jedoch wenige Monate nach unserem Umzug mit der schulischen Nachmittagsbetreuung seine Probleme hatte, reduzierte Rosie *im Einvernehmen mit ihrem Vorgesetzten Judas* ihre Stundenzahl, um Hudson an drei Nachmittagen pro Woche von der Schule abzuholen. Die übrigen zwei Tage übernahm Rosies Vater diesen Dienst.

Als dann der Förderantrag für das Hauptprojekt vorbereitet wurde, benutzte Judas Rosies Teilzeitstatus als Grund, um die Projektleitung jemand anderem zu übergeben.

»Er hat meinen Job gerade ohne jede Rücksprache an Stefan vergeben.«

»Du bist zurückgestuft worden?«

»Meine Festanstellung bleibt erhalten, aber ich bin aus der Projektleitung raus.«

»Also keine Verwaltungsarbeit mehr? Keine Förderausschüsse? Kein Sich-Herumschlagen mit Personalproblemen? All das, worüber du dich immer beschwert hast. Grandios! Wir sollten feiern!«

»Don, ich *will* die Projektleitung.«

»Dann sollten wir nach alternativen Möglichkeiten für Hudsons Nachmittagsbetreuung suchen, damit du wieder Vollzeit arbeiten kannst.«

»Nein. Hudson braucht nachmittags einen von uns. Und damit wären wir wieder beim Thema.« Ich war älter als Rosie und hatte immer in Vollzeit gearbeitet, deshalb lag mein Einkommen wesentlich höher. Wenn Rosie sich jetzt wieder um Hudson kümmerte, kam sie aus dem Teufelskreis nicht heraus.

Das Problem der Rosie-Kreuzigung stand nur deshalb an zweiter Stelle, weil ein noch wichtigerer Punkt im Glück unseres Kindes bestand.

5. Hudsons Eingewöhnungs- und Anpassungsproblem.

Hudsons Reaktion auf unseren Umzug war vorhersehbar gewesen. Genau wie ich, hatte auch er eine Aversion gegen Veränderungen. Es war ein rational nachvollziehbarer Widerstand gegen die Erfordernis, gut funktionierende Abläufe neu zu organisieren und zu optimieren. Auf Hudson wirkten Veränderungen – namentlich der Beginn von Kinderbetreuung, Vorschule und Schule – traumatisch.

Hudsons schulische Leistungen variierten. Mathe: exzellent; Sport: miserabel; Englisch: hervorragend; Handschrift: unlesbar; Naturwissenschaften: unterfordert; Kunst: eine Herausforderung. Zu Hause beschäftigte er sich fast ausschließlich mit Lesen.

In der Erwachsenenwelt ist die ungleichmäßige Ausprägung von Fähigkeiten vorteilhafter, als überall mittelmäßig zu sein. Ob eine Ärztin einen Ball mit einem Stock trifft oder den Weg in ihre Praxis ohne Beachtung der Straßennamen findet, spielt keine Rolle für die Ausübung ihres Berufs. In der Schule

ist es dagegen ein Nachteil, etwas anderes als durchschnittlich zu sein – mit Ausnahme von Sport.

In Australien meldeten wir Hudson in einer Privatschule an, die gemäß meiner Tabellenkalkulation geringfügig besser abschnitt als die nächstgelegene staatliche Schule. Es war eine weiterführende Schule angeschlossen, sie warb mit einem besonderen Mathematikprogramm sowie damit, »Vielfalt zu begrüßen und zu fördern«.

Die Vielfalt schloss Mädchen mit ein – in Rosies Augen unabdingbar. »Ich will auf keinen Fall, dass er Frauen als eine andere Spezies betrachtet.«

Ich wies darauf hin, dass ich eine gemischte Schule besucht hatte und dennoch die Mehrheit aller Menschen als andersgeartete Spezies betrachtete.

»Das mag ja stimmen, aber zumindest hattest du die Chance, beide Geschlechter zu beobachten.«

Hudsons Schulbesuch in Australien hatte Anfang Oktober begonnen, im vierten Schulquartal des fünften Jahrgangs. Zunächst schien er die Wissensvermittlung zu genießen. Rosie machte sich Sorgen, weil er keine Freundschaften schloss, aber vermutlich nahm sie ihre eigenen sozialen Fähigkeiten als Maßstab. Hudson beschwerte sich lediglich über die Organisation des nachmittäglichen Freizeitprogramms – es wechselte von Tag zu Tag, ohne einsehbaren Stundenplan. Genau das führte schließlich zu Rosies Entscheidung, ihn mittags nach dem Unterricht abzuholen, und in der Folge zu den weiteren Ereignissen an ihrem Arbeitsplatz.

Doch acht Monate später, nachdem er die Hälfte seines letzten Grundschuljahres absolviert hatte, waren wir überzeugt, dass etwas nicht stimmte. Seine Zensuren hatten sich verschlechtert, und obwohl sein Zeugnis in der Gesamtbewertung vage blieb, las Rosie zwischen den Zeilen heraus, dass es

ein Problem gab. Wir baten seinen Lehrer um ein Gespräch und wurden für den zwölften Tag des dritten Schulquartals einbestellt.

Laut Rosie hatte Hudson außerdem an mindestens drei Tagen Unwohlsein vorgetäuscht, um dem Unterricht fernzubleiben. Zu Hause hatte er auch einige Male wegen irgendeiner Kleinigkeit einen Wutanfall bekommen. Offenbar schlug er sich mit etwas herum. Ich wartete darauf, dass ich begreifen würde, was sich dahinter verbarg. Was immer es war – es hatte absolute Priorität.